

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

157 (10.7.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Nach zwölf Jahren

Eine Skizze der Erinnerung

Als wir im vorigen Sommer die Reise nach Südfrankreich beschlossen, stand es für uns fest, daß wir meine Quartierleute in La Longueville besuchen würden. Der Besuch war ja nur die Erlösung eines oft geforderten und gegebenen Versprechens. Aber als wir in die Lokalbahn Maubeuge-Bapaume aufstiegen, wurde mir doch seltsam zumute. Plötzlich fiel mir wieder der Aufenthalt ein, den wir auf dem Rückweg 1918 in La Longueville gemacht hatten. Abends waren wir angekommen. Artillerie, Infanterie und Munitionskolonnen luden Quartier und lagen im Streik mit Truppen, die einfach „in den Saal gehauen“ hatten und nun auf eigene Faust requirierten. Eine rote Fahne, schändlich mißbrauchtes Banner der Revolution, war oft die einzige Legitimation dieser Marodeure. Die Soldatenräte stellten Posten gegen sie aus. Deshalb kampierten diese Truppen meist in den Unterkunftsstätten des Weidewiehs. Wie sie dort hausten, sah man allerwege. Mit dem Seitengewehr abgemerkte Kühe lagen massenweise auf den Wiesen. Die besten Stüde waren herausgeschlachtet. Fliegen taten sich an den faulenden Resten gütlich. Im Hause meines ehemaligen Quartierwirts hatte sich Artillerie einquartiert. Überall waren Soldaten mit irgendwas beschäftigt. In den Stuben lag Stroh. An der Scheuntür hing eine geschlachtete Kuh. Im Stall und in der Scheune standen müde Gänse. Auf dem Hofe landeten zwischen den Fahrzeugen wartende Eselohrer herum. Ordnungsmäßig suchten Schreiber und Offiziere. Bestimmert stand die alte Großmutter zwischen den Soldaten und sah, wie ein Stüd nach dem andern, das sie im Kriege vor den Kavalkationskommandos gereitet hatte, nun demoliert wurde. Meister Cognot ließ unablässig aus dem Haus auf den Hof, vom Hof in die Scheune, von der Scheune in die Backstube, als habe er auf seinem Anwesen noch etwas zu sagen. Er hatte zur Begrüßung nur eine schmerzliche Grimasse. Nicht einmal „malheur la guerre“ konnte er mehr sagen. Seine Frau und seine Tochter sahen im Kleinen Dolanbau bei dem Sommerkutschfahren und weinten.

Die Lokalbahn froh wie eine Schnecke. Im Abteil sahen Arbeiter, die aus den Fabriken um Maubeuge nach Hause fuhren. Ich war froh, daß kein mir aus dem Kriege bekanntes Gesicht darunter war. Ich wollte an die Dünne denken, die uns — deutsche Soldaten und französische Bauernleute — im Kriege so nahe gebracht hatten. Ich erinnerte mich daran, wie mich die Großmutter mit Lebensmitteln, die sie der kaiserlichen Ration des „Ravitaillement amérique“ abwarde, geschenkt hatte, als mich die Grippe schüttelte. Ich rief mir jene Nacht ins Gedächtnis, in der wir die Mutterkuh auf der Weide brüllen hörten und mit der Bäuerin hinansetzten, um das Kübchen zur Welt zu bringen, weil es der Strohweilkerung verboten war, zur Nachtzeit die Häuser zu verlassen. Aber ich fühlte, daß auch meine Frau daran dachte, wie wir wohl jetzt, 12 Jahre später, empfangen werden würden.

Plötzlich wurde mir die nordfranzösische Weidelandchaft wieder zu militärischem Übungsgelände. Dort neben der Ferme mit dem roten Ziegeldach wurde der Erlas „auf den Mann gedrückt“. Raum dem Knabenalter entwachsene Jungen mußten mit Spaten und Dolch auf Puppen losgehen. Hinter den Puppen „alte Leute“, die vorzüglich mit dem Escaliergewehr umgeben konnten, und schlügen die Anreifer zurück. Aber die Korporale bestien die jungen Menschen wie Hasen in Hut. Die Puppen trugen französische Uniformen. Wäre es zu verwundern gewesen, wenn sich das in die Herzen der Frauen und Mütter, die täglich dieses bestialische Schauspiel sahen, gesenkt hätte? Sie mußten ja, wenn im Ernstfall die tobdringenden Spatenhiebe und Dolchstöße galten.

Mir war wirklich nicht froh ums Herz, als endlich der Zug in die kleine Station eintraf. Wortlos gingen wir die Straße zum Dorfe hinauf und sahen oben von der kleinen Anhöhe aus drunten den Marktplatz liegen. Dort zur Linken lag das Haus, in dem die Frau wohnte, deren Mann drüben vergangen war, und die die Soldaten immer mit Liebesanträgen verfolgten. Neugierig sahen die Dorfbewohner uns Fremden nach, bis wir in das Haus des Bäckers Cognot eintraten.

Vom Hofe her kam uns eine Frau entgegen. Ich erkannte sie wieder. Es war die Tochter. Sie trug im Kriege die Haare nach Mädchenart in langen Zöpfen, weil sie der heillosen Jeanne d'Arc gelobt hatte, es so zu halten, bis die Deutschen wieder das Land verlassen hätten. „Sie kennen mich wohl nicht mehr Madame?“ fragte ich, um nur etwas zu sagen. Doch sie hatte mich sehr gut erkannt: „Aber ja, mein Herr! Sie sind Korporal Gérard.“ Ich stellte meine Frau vor. „Bitte, treten Sie ein! Eine Tasse Kaffee, bitte?“ Der Mann war gebrochen. Die Begrüßungszeremonie war die gleiche wie im Kriege. Wenn die junge Frau nun gleich die Kaffeeschale und die Flasche Eau de vie auf den Tisch setzte, würde sie sagen: „Bitte nehmen Sie Sieder? Den Brannt-

wein im Kaffee oder gefondert?“ Und wirklich geschah es so. Dann ersähte sie, Großmutter sei fürs nach dem Kriege gestorben, und Mutter habe die Aufzucht auch nicht überstanden. Ah, es sei eine schlimme Zeit gewesen. Kein Stüd Vieh war mehr auf den Weiden, und die letzten Hühner waren auch geschlachtet. Bis nach Paris mußte man fahren, um neue zu kaufen. Wie zur Entschuldigang sagte die junge Bäuerin: „Ja der Krieg ist keine lustige Sache, Madame! Und zwischen ihren Worten klang: „Ja, Sie, Madame, haben den Krieg fern vom Schuß erlebt!“

Auf dem Hofe schrie Gustave, der kleine Junge: „Bapa!“ Der junge Bauer kam vom Melten heim. Er war Poilu gewesen. Bei Verdun und an der Somme. Während wir Männer vom Kriege sprachen, setzten sich die Frauen die Bilder ihrer Kinder. Dann kam Meister Cognot nach Hause. Er war alt geworden und erlachte mich zuerst nicht wieder. Aber dann polierte er lachend los: „Allo sind Sie doch noch einmal ohne „bique-bique“ (Helm

gekommen!“ Und auf einmal sprach er wieder mit mir in jenem Soldatenjargon, der dreiviertel Französisch, ein bißchen Deutsch und ein bißchen Luftein, aber doch verständlich ist. Lange sahen wir aneinander und tauchten Erinnerungen aus. Und plötzlich, wie zur Entschuldigang, sagte Meister Cognot zu meiner Frau: „Malheur la guerre, Madame!“ Das war das Stichwort, daß er über den Krieg nicht mehr sprechen wollte. Wir machten photographische Aufnahmen. Ich mußte versprechen, Absätze zu schicken. „Sie müssen sie holen“, sagte ich, „jetzt sind Sie mit Ihrem Besuch an der Reihe!“ Er lächelte und wehrte ab: „Sie brauchen keine Angst zu haben!“ Er lachte. „Rein, deswegen nicht. Aber wir sind Landleute und kommen nicht aus unserem Dorfe heraus. Sie müssen wiedertommen! Es ist ja Ihr Beruf, zu reisen!“ Und der Abschied war genau so herzlich wie damals, als wir nach monatelangem Aufenthalt in der Verbundentompanie wieder ausrückten. **Gert Schreiner.**

Reiseabenteuer

Von Claude Ornel.

Die hübsche Solange d'Estelles entnahm ihrem eleganten Hut eine Zigarette, drückte den Daumen auf ein Feuerzeug, sie anzündete und hüllte sich in eine bläuliche Dampfwolke. „Uniere keinen Anbeter über die Furcht scheinen kaum Eindruck auf Sie zu machen!“, bemerkte jemand in einem etwas pikanten Ton.

„Sie haben mich sehr interessiert, mein Lieber; aber Eindruck machen! ... Mit nichts! ...“

„Sag mal! So sind Sie sehr anpruchsvoll oder eine ausgezeichnete Meisterin Ihrer Kernen!“

„Weder das eine noch das andere! Nur meine ich, wenn man einmal in seinem Leben die höchste Herzensangst kennen gelernt hat, daß man alles, was man leidet hört, als schal betrachtet, sobald man sich dieses gewissen Abenteurers erinnert!“

„Ein vielersprechender Anfang! Wir lauschen Ihrer weiteren Erzählung, anäbige Frau.“

„Set es! ... Meine kleine Geschichte hat sich in einer Umgebung abgepielt, die Ihnen allen vertraut ist: in einem Abteil erster Klasse eines Schnellzuges. Ich war im Begriff, mit meinem Koffer zusammenzutreten, der durch ein Geschäft aufgehalten worden war, das sich länger hinaus, als er zuerst vermutete, meine Freundin, Louise Dauter, war in meiner Gesellschaft. Uns gegenüber schlummerte ein Mann. Der Erreck floh durch die eisfalte Nacht, und das monotone Geräusch der Räder tauchte uns in eine angenehme Betäubung. Von Zeit zu Zeit schlugen große Schneeflocken gegen die Fenster Scheiben, und wir fühlten uns in unserer warmen Abteil doppelt behaglich.“

„Ich weiß nicht, auf welche Weise eine Unterhaltung mit dem Fremden in Gang kam; aber schließlich hatte meine geschwätige Begleiterin die Initiative ergriffen. Der Reizende verhielt sich ziemlich zurückhaltend und gab zunächst nur sehr knifflige Antworten. Mir schien, als ob er uns nur äußerst unwillig das Gafet Zeitungen überließ, das auf dem Sitze neben ihm lag. Louise dankte ihm und vertiefte sich in die Lektüre einer illustrierten Wochenschrift. „Ach!“ rief sie plötzlich wieder aus, „man spricht von dem Mord in der Villa „Sabaly“. Eine entsetzliche Angelegenheit!“

„Ich glaube, unsere Reisefährten zusammenzusehen zu lassen, und jetzt erst bemerkte ich seine auffallende Blässe und die dunklen Ringe um seine Augen.“

„Ein Kranter!“ dachte ich, „und ein sehr empfindlicher dazu!“ Louise richtete mir das Magazin herüber, und ich las noch einmal die Einzelheiten des Mordes, der bereits zwei Monate vorher die Einzelheiten in Aufregung versetzt hatte. Ich wollte jedoch das Gemach aus der Hand legen, als ich die Beobachtung machte, daß einige Passagen mit blauen Bleistiftstrichen angezeichnet waren. Erkennt hob ich den Kopf; der Mann fixierte mich intensiv. „Sie haben für diese Sache ein besonderes Interesse, mein Herr?“ fragte ich, gegen ein Unbehagen kämpfend, das mich plötzlich überfiel.

„Ja, meine Anäbige“, antwortete er mit heiserer Stimme, „ich kann sogar behaupten,“ flüsterte er mit spöttischem Ton hinzu, „daß ich sie ganz aus der Nähe verfolgt habe?“

„Ah!“

„Und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß man den Mörder niemals finden wird.“

„Glauben Sie? Die Polizei ist aber doch so ausgezeichnet organisiert!“

„Niemals, wiederhole ich Ihnen! Ich habe die Unterfuchung Schritt für Schritt im Auge behalten und bin überzeugt, daß die Spuren, die bis heute entdeckt worden sind, zu nichts führen werden.“

Seine Augen blinnten, die geballten Fäuste zitterten. Unruhig schweigend, ließ meine erregbare Freundin blitze den Mann furchig an.

„Sind Sie von der Polizei, mein Herr?“ fragte ich unklar.

„Nein, ob nein!“ warf er mit wildem Grimm hin.

„Er nahm seine Zeitungen wieder auf; sie waren von verschiedenen Daten, und alle brachten sie Berichte über den Mord in der Villa „Sabaly“. Die Augen ins Weite gerichtet, sprach der Mann mit gedämpfter Stimme. Es war, wie wenn er einen langen Monolog hielt. Er sah nicht mehr zu uns hin, erwartete weder eine Frage, noch eine Antwort und schien eine besondere Erleichterung zu empfinden, ganz laut dem Alptrium nachzugeben, der sich unablässig in seinem Hirn abspielte. Plötzlich wurde er noch lebhafter, aber seine Worte klangen wie erstarrt und waren fast unverständlich. Er ergriffte seine eigene Kehle, um die Ermordeten vor uns, wie er aussprach, auf einem Beil in einem Zimmer dalag, dessen Leinwand und Wände mit Blut bespritzt waren.“

„Ich las meine eigene Herzensangst in den Augen von Louise Douper. Mit einem Male ergriff ein schrecklicher Gedanke von mir Besitz. Ich beobachtete das fable Antlitz meiner Freundin und erkannte deutlich die gleiche furchtbare Idee, die hinter ihrer Stirn nach weidlich war: Wir hatten den Mörder aus der Villa „Sabaly“ vor uns.“

„Als er endlich seine Blicke uns wieder swandte, alaube ich mich einer Ohnmacht nahe.“

„Wir sind verloren!“ dachte ich. „Er wird seine Kaltblütigkeit wiedergewinnen und in unseren Wienen finden, was in uns vorsteht und zwei so gefährliche Zeugen einfach aus dem Weg räumen.“

Der Mann fixierte uns lang Zeit. Während eines Augenblicks lag sein Blick schwer auf uns ... gleich einer Antriebe ohne Ende. Ich schrämpfte in einer Ecke zusammen, zwischen halbgeschlossenen Lidern auf jede Seite des Gesichts achtgebend. Plötzlich schien mir eine eisfalte Hand das Herz zusammenzupressen, welches in dumpfen Schlägen hämmerte; der Mann stieß einen heileren Schrei aus und durchwühlte seine Taschen. Mit einem Sprung erhob sich das Individuum. Ich konnte nur einen entsetzten Laut von mir geben, dann umfing mich tiefe Benutzlosigkeit ...

„Als ich wieder zu mir gekommen war, nahm ich als erstes Geräusch das Knirschen der Bremsen wahr. Louise hatte sich über mich gebeugt. „Schnell! Nur schnell!“ stammelte sie. „Wir wollen aussteigen! Wie ein Sturz ist er davongeflüht. Kabriehlich hei er sich aus dem Staube gemacht.“ Mit schlotternden Knien folgte ich der Freundin hinaus auf den Bahnhofsplatz. „Wir haben eine Viertelstunde Aufenthalt“, sagte Louise. „Geben wir zum Büfett! Wir werden in ein anderes Abteil setzen.“

Plötzlich fühlte ich einen leisen Schrei aus: der Fremde aus dem Zug schritt geradewegs auf unseren Tisch zu. Er verneigte sich vor uns und murmelte: „Entschuldigen Sie, meine Damen, daß ich Sie durch mein seltsames Benehmen erschreckt habe. Als ich mich vorher so schnell aus dem Abteil entfernte, war ich dem Selbstmord nahe. Mit heftiger Intensität hatte ich gerade wieder den Mord an meinem armen Liebbling von neuem durchlebt. Noch einmal habe ich den Höherpunkt der Verzweiflung überdritten. Ich will leben, um für dieses Verbrechen Rache zu nehmen.“

„Er blidete uns an und gab uns endlich diese Erklärung: „Die Ermordete in der Villa „Sabaly“ war meine Frau!“ Er leizte schmerzlich auf, machte eine halbe Wendung und ging davon. Autorisierte Uebersetzung von Margarete Michalowski.

ALOIS NOLD
DIE HOLLE
VON CAYENNE
Tagebuchaufzeichnungen eines ehem. Fremdenlegionärs
Verlag: Verlagsgesellschaft Volksfreund GmbH, Karlsruhe
Nachdruck verboten

Gestrandet

Drei volle Tage segeln wir nun auf offener See und immer noch sehen wir den weit entfernten Streifen der Küste. Aber in den ersten Nachmittagsstunden des vierten Tages ist es vorbei mit unserer ruhigen Seefahrt. Das Meer wird immer unruhiger. Schon peitscht wieder Spritzsee über unser Boot. Welle um Welle, Sturseeen um Sturseeen brechen über uns herein. Wir erkennen den Ernst der Lage. Unser Willi wendet seine ganze Seemannskunst an, um durchzulavieren. Er dreht das Boot nach rechts und dann wieder nach links, bei den tosenden Gewalten aber versagt alle Steuerkunst. Ein schwerer Windstoß reißt uns den Mast ab. Wenige Minuten später kracht es schon wieder. Dieses Mal ist ein Stild vom Steuer gebrochen. Willi löst einen gräßlichen Fluch aus. Er strengt sich mächtig an, das nun fast steuerlose Boot zu dirigieren.

Immer stärker tobt der Sturm. Unser Segelkutter wird wie eine Mühschale auf den tobenden Wogen herumgeworfen. Wieder neigt sich der Mast. Der Sturm läßt nach. Das Meer wird ruhiger. Neue Hoffnung keimt hoch. Aber diese Nacht schläft keiner von uns.

Noch zwei volle Tage treiben wir ohne Steuer auf der See. Wir sind völlig machtlos. Grausam meint es das Schicksal mit uns. Das Leid beginnt von neuem. Wieder tobt ein Sturm los, noch wuchtiger wie die beiden ersten Male. Die wilde See kennt kein Erbarmen mit uns, sie wirft unser Boot wie einen Gummiball auf die heissen Rücken der Sturzwellen. Niemand ist imstande, ein Wort zu sprechen. Nur Angst und Schrecken spiegelte sich in den Wienen. Auch Willi hat sein Amt als Steuermann aufgeben müssen, denn es ist auch nicht das kleinste Stüdchen vom Steuer mehr übrig geblieben.

Eine mächtige, wilde Sturzwelle raft gegen die Längsseite unseres Bootes heran, wirft es mit unglaublicher Geschwindigkeit

etwa 10 Meter hoch in die Luft. In rasender Fahrt treiben wir der Küste zu. Da, mit einem fürchterlichen Knack fahren wir auf einem Riff auf. Der Boden und Bootsseiten werden völlig zertrümmert. Unsere Ladung versinkt. Alle werden mit ins Meer geschleudert. In rasender Schnelle flutet die wilde See dem Ufer zu. Wir werden von den Wellen an Land geworfen. Willi ist einer der ersten, der festen Boden unter sich hat. In wenigen Minuten sind wir alle 9 auf trockenem Boden. Glüd im Anlauf! Alle gerettet! Alle unversehrt! Nur mir sind meine Badentnochen aufgerissen. Die Wunden brennen fürchterlich. Das Salzwasser fließt darüber hinweg, aber es desinfiziert. Unsere Seefahrt ist zu Ende. Das Sechstaarennen zur See war glüdlich, wenn auch erfolglos, überstanden. Trotz der Ungeübtheit unseres weiteren Schicksals geraten wir in eine freundliche Stimmung. Haben wir doch wenigstens keinen Verlust eines Kameraden zu beklagen. Die seelische Spannung macht sich in einer begreiflicherweise ausgefallenen Heiterkeit Luft.

Aber es heißt: Weiter! Der Freiheit zu! Wir vertiefen uns in Gruppen. Teils marschieren wir zu zweit, teils alleine, um nicht aufzufallen. Diese Anordnung trafen wir, um nicht Gefahr zu laufen, alleamt von Menschenjägern geschnappt zu werden. Wir hielten eine bestimmte Richtung ein. Ich befand mich in der Besatzung meines Kameraden aus Düsseldorf. Aber alle Vorsicht war vergebens. Schon am zweiten Tage liefen wir auf der Lauer liegenden Menschenjägern in die Hände, wurden gefangen genommen, und bald waren wir wieder in der Strafkolonie.

Wir hatten verabredet, daß keiner den anderen verraten oder eingestehen dürfe, etwas von dem geraubten Boote zu wissen. Es gina denn auch alles in Ordnung. Das Disziplinärgericht trat zusammen, nahm uns in freies Verhör, besonders wegen des entwendeten Bootes. Aber keiner wußte etwas. Wir kamen deshalb bei der Strafe verhältnismäßig gelinde davon. Seber erhielt ledig Tage Hundestall (Kesselfeigenis).

Einige Stunden später wurde das Urteil korrigiert. Da es unser erster Kluchtveruch war, erließen wir fünfzig Prozent Nachlaß, also nur 30 Tage Bunter.

Sofort nach der Verurteilung mußten wir unsere Strafe antreten.

Das Gefängnis verdient wirklich den Namen Hundestall, denn wir mußten in die Zelle durch ein Loch wie in einem Hundestall kriechen. Ein kleineres Loch am Dach ließ etwas Luft und Licht herein. Hier lag ich nun 30 Tage auf blankem Erdboden, bekam jeden Tag ein Viertelliter Wasser nebst 300 Gramm Brot. Bevor es dunkel wurde, kam jeden Tag ein Aufseher und legte

mich an die Kette. Morgens wurde ich wieder losgemacht. Also auch hier wieder eine Behandlung, wie Sie nur Hunden überfährt, nur mit dem Unterschied, daß ein Hund in der Regel am Tage wenigstens einmal warmes Essen erhält.

Ich wälzte mich einmal auf die linke Seite einmal auf die rechte Seite, dann legte ich mich auf den Rücken und manchmal auch auf den Bauch. Eine eintönige Beschäftigung, aber etwas muß man tun, um nicht vor Langeweile zu verzweifeln. Das Essen will mir immer weniger schmecken. Fast brinse ich die trockenen Stullen nicht mehr herunter. Das eilige saß lauwarme Wasser bekommt natürlich dem Körper nicht.

Auch diese dreißig Tage Einzelzelle gingen herum. Auf die Stunde wurde ich mit den anderen Kameraden aus dem Stalle gelassen. Steif, zerfahnen, wie gekübelt, schliefen wir uns nach unserer Barade. Wir leben aus die Vogelzucht. Die Kleider schüttern uns um den Körper, der nur noch ein Knochengeriße darstellt. Wieder habe ich eine weitere Art von Menschenquälerei unter französischer Herrschaft erlebt und mitgemacht.

Wieder Holzjäger

Der Kluchtplan war natürlich nicht anzugeben. Geht es nicht zur See, so muß es eben zu Land versucht werden; durch den wilden, unerforschten Urwald. Nach der deutschen Heimat will ich, wollen auch die anderen. Wir wollen Freiheit und wollen wieder Mensch sein. Nur heraus aus diesem Martirerdalein! Etwas anderes wollen wir nicht, Freiheit! Und der Welt die Wahrheit sagen. Die ganze Menschheit soll endlich erfahren, wie es hier in der Verbannung ausgeht. Wie eine Nation, die sich zivilisiert nennt, barbarische Justiz und Menschenmord übt. Eine Schmach, ein Hohn auf alle Kultur und Geseztung.

Nach am gleichen Tage, am Tage der Entlassung aus dem Gefängnis, kamen wir wieder zu dem ersten Kommando in den Urwald, zu den Holzschlägern. Das Essen schon einmal geschickerte Spiel feht jetzt von vorn an. Wiederum schiden uns die elenden Kerle von Aufsehen. Wieder gibt es ein Viertelliter Kaffee zu Beginn der Arbeit. Wieder plagen wir uns den langen, heißen Tag, kommen am Abend todmüde ins Lager und erhalten nur ein halbes Essen, wofür wir nicht das vorgeschriebene Penum fertiggebracht haben. Ich wollte einmal wegen dieser Ungerechtigkeit aufbegehren. Der Erfolg war: sofortige Einperrung ins cadot. Es ist dies ein ganz kleiner enger Raum, in dem ein Aufenthalt nur in einer völlig unfreier Stellung möglich ist. Bevor ich hier herein kam, schüttete der Aufseher zwei Kübel Wasser hinein, damit der ohnedies schmierige Lehmbooden auch in seine richtige Verfassung kam. (Fortsetzung folgt.)